

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 16 (1912)

Artikel: Der blaue Fluss
Autor: Steinmann, August
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575387>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

die uns beweist, daß ihr Talent noch Möglichkeiten birgt, die über die wirklichkeitsgetreue Tatsächlichkeit hinausführen. Eigentlich tut es einem leid, daß dieses eigenartige Kunstwerk mit einer Erzählung zusammengespannt wurde, die nicht allein ungünstig ablicht, sondern auch auf gewisse Geschmacksgrenzen der Verfasserin aufmerksam macht, die einem nachträglich auch die Freude am ersten Werk noch beeinträchtigen könnten. Die Erzählung „In tiefster russischer Provinz“ (sie verschuldet auch den zwar nicht so gemeinten, aber doch sensationell klingenden Titel des Buches, den es nicht nötig gehabt hätte) schildert uns die dreiwöchentliche Leidenszeit einer Erzieherin im namenlosen Schmuz eines jüdischen Dorfes. Inhaltlich ist dies ja äußerst interessant und die Anschaulichkeit der Darstellung direkt eine erdrückende; aber leider hat sich die Erzählerin durch das Tragikomische des Stoffes stellenweise auch im Stil zu jener Humoreskentechnik verleiten lassen, bei der es nun einmal ohne Überraschungs- und Steigerungsmäppchen und abgestandene Wortchargen nicht abgeht. Dazu aber ist Lilli Hallers Kunst wirklich zu gut, und der Trost liegt nur in der Annahme, daß — da derlei Ansätze im „Mord auf dem Dorfe“ doch nur selten sind — hier ein Frühwerk vorliegt, welches mit einer reifen Arbeit vereinigt wurde. Dass dies geschehen, ist freilich um der Klarheit des künstlerischen Bildes dieser interessanter Autorin willen zu beklagen und um des Buches willen. Möchten doch Autoren und Verleger endlich einmal begreifen, daß es auch eine innere Ästhetik des Buches gibt und daß man durch Zusammenwerken verschiedener Dinge wohl einen Band, aber noch lange kein Buch erzielt!

Eben nach Schluß dieser Besprechungen trifft noch die Buchausgabe von Maja Matthens „Stadt am See“



Der Reien isch komin u das isch ja wahr

Rudolf Münger, Bern.

„Im Röseligarte“ II 4.

gibt uns der Roman, und es bedeutet mehr als einen blässen Hintergrund, auf dem wir Schicksale sich entwideln und Charaktere sich formen sehen: die Stadt wird hier sozusagen zur Heldenin, die wirkend und bestimmend wie eine Schicksalsmacht über den Einzelgeschicken steht. Der Verlag hat der gehaltvollen Erzählung eine sehr gediegene Ausstattung gegeben, sodaß es ein schönes und stattliches Buch geworden, das sich auch äußerlich empfiehlt. Dessen mögen unsere Leser auf Weihnachten hin sich erinnern. Es ist recht ein Buch, das sich zum Geschenk eignet, besonders für die Frauen und für unsere Mädchen, die sich nicht länger von den ernsten Lebensfragen ausgeschlossen sehen wollen.

M. W.

¹²⁾ Zürich, Art. Institut Orell Füssli, 1912.

Der blaue Fluß.

Bon August Steinmann, St. Gallen.

Nachdruck verboten.

Strasburg zu sehen, war schon in der Bubenzeit einer meiner sehnlichsten Wünsche. Sonderbare Soldatengeschichten, alte Lieder und seltsame Sagen erzählten mir von dieser Stadt, und ich lauschte ihnen, und mein Wunsch wuchs. Aber vor allem war es der Name Jung-Stillings, der mich mit der so alten und schönen Stadt eng verband. Und das kam daher:

In der Stube meiner Großmutter hing ein Stahlstich aus dem Jahre 1805. Er zeigte einen feingefürteten Kopf. Ernst, doch von großer Liebe zeugende Augen blickten mich an, sobald ich vor dem Bilde stand. Und um den strengen, entschlossenen Mund legte sich, je länger ich ihn betrachtete, ein feines Lächeln, fast lag etwas Ironie darin, und doch schien es plötzlich wieder das Lächeln zu sein, das jenen Menschen eigen ist, die viel erlebt und darnach ihre Rede geformt haben. Ich fühlte, daß ich nahe verwandt sein müsse mit dem Manne, dessen Porträt der Stich in stählernen Strichen wiedergab. Mehrmals im Tage konnte ich zu dem Bilde zurückkehren, und es zog mich besonders dann gewaltig an, wenn die Abendsonne stiller Novembertage goldenen Ringen in den Scheiben rief. Und der Hauch, der aus Chrysanthemen stieg und durch Kastanienalleen



Es ist kein Opfeli nie so rot.

Rudolf Münger, Bern.

„Im Röseligarte“ II 64.

ein¹²⁾. Unsere Leser kennen diese menschlich tiefgriffige, von viel Poesie getragene Erzählung einer Frau, die eine scharfe, um die größten Probleme bemühte Denkerin ist, eine gesunde Idealistin und dazu eine Dichterin, die es versteht, den ganz leisen, kaum hörbaren Stimmen in der menschlichen Seele wie in der Natur zu lauschen, und die darauf ausgeht, deren Sinn zu deuten. Ein sehr komplexes, farbenreiches und trotz der poetischen Ausdeutung recht zutreffendes Bild der größten Schweizerstadt mit ihrer merkwürdigen Verbindung von alten

strich, lag über der Gasse. In solchen Stunden mußte ich mich bald nach der Sonne, bald nach dem Bilde wenden. Ich hätte am liebsten den alten Stich von der Wand genommen und mich mit ihm auf den Hügel geflüchtet, auf den Hügel hinterm Hause. Dieser Hügel war meine Zuflucht, wenn ich mich in meinen Empfindungen verlebt fühlte, und in kindlicher Einfalt lagte ich dort einer fernen Höhe das Leid, das man mir zugefügt hatte. Die ferne Höhe krönten sieben einsame Bäume, hinter denen die Sonne das Land verließ.

Ich fragte keinen Menschen, was es sei, woran ich leide; ich erzählte dem alten Bilde von meiner Liebe zu den sieben Bäumen und der Novembersonne. Meine Kameraden verließ ich; denn sie lachten mich aus. Meine Mutter verdiente in großer Not das tägliche Brot, und ihre Hände waren hart und rot geworden. Der Vater saß oft stundenlang wortlos am Tisch. „Er hat immer noch keine Arbeit gefunden,“ sprach dann die Großmutter. Und er barg sein Gesicht in die Hände und aß sein Brot mit Tränen. Deshalb war auch ich traurig, ließ meine Soldaten stehen und lagte dem Bilde: „Warum haben wir keine samtenen Stühle mehr, warum ist die Mutter fortgegangen? Wir haben in einem schönen Hause gewohnt, und im weißen Marmorkamin brannte ein Feuer; wir haben eine Bonne gehabt, und die ist auch fort! Alles ist fort! Ich habe schöne Bilderbücher gehabt und durfte am Quai d'anglais im Küchchenfahren! Sag' mir, du guter Mann, was ist Kummer, was Unglück? Die Base hat erzählt, du siehst auch unglücklich gewesen und der liebe Gott habe doch wieder geholfen. Die Mutter hat dem Vater zwanzig Franken und mir warne Finklein geschickt. Und da hat der Vater sein Gesicht ins Käppchen gedrückt und gezittert!“

„Habe ich nicht gesagt, daß der liebe Gott immer wieder helfe!“ meinte die Base. Und ich bin vor sie hingestanden: „Base, erzähl' mir von dem Manne auf dem Bild, der auch unglücklich gewesen sein soll!“ Und sie erzählte, er sei ein Vetter der Großmutter gewesen, ein tiefgläubiger Christ, habe es vom Kohlenbrenner und Schneidergefeß zum berühmten Professor gebracht.

„Erzähle noch mehr, Base!“ bat ich.

„Der Mann ist Heinrich Jung, genannt der Stilling. Seiner Familie gehörte auch Großmutter Bater an. Der aber war schon früh von Nassauen nach Rothringen gezogen und hat dort als ehrfamer Schneidermeister sein Geld verdient. Unweit Nancy, im Städtchen Vic, lebte Meister Jung und erzählte viel von Heinrich Jung-Stilling; der habe blinde Menschen sehend gemacht, sei arm gewesen, aber ehrlich. Lehrer ist er gewesen, der Heinrich, und Schneider zugleich, Arzt und Dichter, Landwirt und Philosoph. In Straßburg lernte er Goethe kennen, und der nannte ihn Freund, schenkte ihm Geld und eine neue Perücke und sprach: „Jung-Stilling, du mußt deine Jugendgeschichte schreiben; ich will dich vor den Menschen verteidigen!“ Denn die Leute lachten Jung-Stilling aus, weil er linkisch war, seinen Träumen nachging und weinen konnte, wenn die Sonne hinter Bergen versank...“

Ich lauschte der Erzählung und mir war, als sei Jung-Stillings Sehnsucht zu meiner geworden. Als Kind sah ich des Nachts oft ein weites Tal; darinnen zitterte ein breiter blauer Fluß. Er führte zu einem Gebirge, auf dem die Sonne stand. Und Fluß, Berg und Ferne füllte mildes Licht.



Es ist für uns ein Zeit ankommen

Rudolf Münger, Bern.

„Im Röselgarte“ I 37.

Ich verriet den Traum, weil er immer wiederkehrte — und ich darf ihn heute noch schauen — den Menschen. Selbst meine Mutter, die doch soviel wußte, konnte nicht sagen, woher er kommt. Und das Rätsel blieb mir ungelöst, bis ich als sechzehnjähriger Bursche Jung-Stillings Lebensgeschichte zu lesen begann. Es war um Mitternacht, und ich las heimlich im Bette, las in dem Buche meines niegekannten und mir in seinem Wesen doch so nahestehenden Blutsverwandten: „Oben auf dem Berge, wo sie bis an den Rhein und die ganze Gegend übersehen könnten, setzten sie sich (die Eltern Jung-Stillings) an eine zerfallene Mauer des Schlosses. Die Sonne stand in der Ferne nicht mehr hoch über dem blauen Gebirge...“

Der geneigte Leser mag lächeln; ich glaubte in diesen Zeilen meinen Traum wiederzuerkennen, glaubte daher auch, die Lösung meines Rätsels gefunden zu haben. Aber wie der Eindruck, den jener Abend auf die Eltern Heinrich Jungs gemacht hat, auf mich, der ja erst Generationen später geboren worden ist, gekommen sein möchte, das blieb mir fremd. Ich weiß, daß mein Urgroßvater ein Nachkommme jenes Jung war. War er vielleicht der Sohn eines Bruders des seltsamen Freunden Goethes? Die Lothringer Jung sind heute ausgestorben. Ihr Blut lebt noch fort in unserer Familie.



Es git nit Lustigers uf der Wäld

Rudolf Münger, Bern.

„Im Röselgarte“ III 62.

Man spricht von Vererbung und vom Wiederaufstauchen von Talenten, Eigenschaften nach Generationen. Wäre es nicht möglich, daß eine Landschaft, in der Vorfahren aufgewachsen sind und deren Schönheit sie Tag für Tag gesehen haben, uns im Traume wieder vorschwebte? Ich ahne, es möchte mein Traum ja meiner Seele übermittelt worden sein. Ich suchte die Landschaft meiner Nächte in meiner Heimat und in der Heimat meiner Mutter, ich suchte sie dort, wo ich geboren worden bin, forschte und forschte und kehrte enttäuscht zurück.

Wann ich einst ein reicher Mann sein werde, will ich in die Heimat Jung-Stillings ziehen, nach Grund im Nassauischen, und ich sehe heute schon, wie sich mir das Tal öffnet, wie ein breiter blauer Fluss durch abendländliche Matten zieht und über fernen Höhen die Sonne flimmert.

Heinrich Jung hatte sich nach vielen Irrfahrten im Jahre 1770 zu Straßburg als Student in der Aest eingemietet. Als ich im vergangenen Sommer nach jahrelangem Warten in Straßburg einziehen durfte, war mir, als gehe mein Vorbild, mein rätselhafter Verwandter, an meiner Seite. Ich lauschte seiner Rede über Geduld und Ausharren. Müde setzte ich mich im Münster nieder. Da wehte hinter einem mächtigen

Pfeiler dichter Nebel hervor, Nebel stieg aus dem Boden und dämpfte aus der Krypta heraus. Ich zitterte und war erregt. Da lichtete sich der Nebel, und ich sah das Tal, den Fluss, die fernen Hügel, und über sieben einsamen Bäumen stand die Sonne.

Ich habe nicht geschlafen; ich weiß es sicher. Ahnung und Gegenwart überraschten mich, deshalb zitterte ich, und das Herz hatte Mühe, das Bild ertragen zu können.

Als ich aus dem Münster trat, fürchtete ich den großen Lärm, floh die Menschen und eilte vor die Stadt. Ich lehnte mich draußen zu St. Urban an einen Baum. Die Sonne war gesunken. Hinter schwarzen Häusermauern zuckten ihre Strahlen und bildeten eine lodernende Brücke, von der Glut niederrann an feurigen Schnüren. Und brennende Wolken standen über dem Münsterurm.

Alles war still und ruhig geworden, und ich empfand ein stilles heimliches Glück. Jahre, leer wie Enttäuschungen, schmerzend wie verzehrende Fieber, Jahre, die mich haben niederringen wollen, haben nicht einmal vermocht, Visionen eines Kindes zu zerstören. Heute noch darf ich den Traum vom blauen Flusse und den sieben einsamen Bäumen erleben...

In der Nacht

Im verhangenen Gemach
Schlaflos in den heißen Pfählen
Lieg' ich lange, bange wach,
Such', ob sich die Stirn will kühlen
Von dem wirren Hin und Her.
Wie ein unsichtbares Heer
Stund um Stunde tickt hinüber.
Leise öffnen sich die Gräfte,
Steigt empor, was längst vorüber,

Und die stummen dunkeln Kläuse
Geben ihre Toten wieder,
Singen mir die alten Lieder
Einst geschlürfter Seligkeiten,
Und sie singen mir die Klagen
Über tote Herrlichkeiten,
Und was längst mir schien ertragen,
Schreit wild auf in neuem Leiden.

William Wolsensberger, Zürich.

Drü Wiehnechtliedli vo dr Sofie Haemmerli-Marti, Lenzburg

Im Winterwald

Im dick verschneite Winterwald,
Do chunt es fuerwärch z'fahre;
Vorun marschiert e höchi Gestalt,
Es Eseli zieht de Chare,
Es Glöggli lütet hinddry —
's wird doch nid 's Wiehnechtchindli sy!

Und immer nöcher chunt das Gspann
Dur Nacht und Nöbel g'gange.
Schnitz usem Wage stöht en Tann,
Usäpfe tüend dra hange,
Und tufig Liechtli brünne druff,
En große Stärn zündt obenuff.

Jetz chöme z'rönne wie nid gschyd
Vill Rehli, Füchs und Hase,
Si meine, 's seig scho früeligszyt,
's gäb wieder oppis z'grase.
Doch chuum, so händ si alles gseh,
Isch 's feister gsy as wie vorhe.

's Jesuschindli

Im blaue blaue Himmelsbett
Lyt 's Jesuschind und seit: "I wett,
I wär' nid allewyl elsei —
Awie, morn chum-i wieder hei!"
Ganz lyslig leit's sis Hömmeli a
— D'Maria het's parat gmacht gha —
Spannt d'fäckli uf und flügt gradus
Zum hindere Himmelspfeiferli us.

Es fällt uf d'Uerde wie-n-e Stärn
Und findet no alles glych wie färn,
Sündt jedem Hus es Liechtli a,
Und Träne het's au z'tröchne gha —
Am Morge düsselet's wieder zrugg,
Gschwind über d'Rägebogebrugg,
Lyt no echli is Bett und singt,
Bis d'Muettergottes 's Zmorge bringt.

Zum neue Jahr

Vor Chumber und Gfohr,
Vor Hunger und Not,
Vor Chranket und Tod,

I wünsch ech Glück zum neue Jahr:
Vor Hagel und Blitz,
Vor Chälti und Hitz,
Vor großer Sünd,

Vor-eme falsche Fründ,
Vor Tüfe=n-und Nare
Well ech Gott biwahre!